

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ertener, Orkun

Lebt

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



PROLOG

LÄRM

Die Ikone war nicht mehr zu retten, der Raum stand in Flammen. Bald würde das ganze Stockwerk brennen, am Ende das Haus. Das Atmen fiel mir nicht schwer, noch gab es erstaunlich wenig Rauch, aber es war laut. Welche Geräusche ein Brand hervorrufen kann, wusste ich vorher nicht, am meisten machte mir der Alarmton zu schaffen. Ich ging weiter, wurde nass vom Wasser, das brav von den Decken schoss, ohne etwas von Bedeutung ausrichten zu können, und rief laut ihren Namen. Die Feuerwehr war unterwegs, doch ich konnte nicht hinausgehen und warten. Ich musste sie suchen. Ich hatte Angst, ihn zu finden.

Irgendwann musste ich auf ihren Mann treffen. Das wollte ich. Ob ich schon darauf vorbereitet war, je darauf vorbereitet sein konnte, wusste ich nicht. Ein brennendes Haus ist kein guter Ort, um an alte Anekdoten zu denken, aber natürlich fiel mir der Desperado ein, der mich in dieses Feuer geführt hatte. An einem Septembermorgen vor über dreihundert Jahren stand auch er vor einer wilden Begegnung, seinem bisher größten Auftritt. Sein Gürtel, das wissen wir, war an diesem Tag grün.

Der Mann war ein Rockstar, eine Diva, der Messias.

Er hatte Regeln gebrochen, die dem Überleben dienten, Gesetze außer Kraft gesetzt, denen Jahrhunderte zuvor nichts anhaben konnten, hatte das Verbotene getan und verordnet. Er trug die Finsternis in sich, die wir von diesen Leuten kennen und erwarten, keine besondere womöglich, doch der Glanz, der von ihm ausging, der Magnetismus dessen, was er wollte und versprach, seine unglaubliche Gabe, die Zukunft in der Gegenwart zur Gewissheit werden zu lassen, das alles muss berauschend gewesen sein. Wie sonst hätte er ein so gewaltiges Publikum gewonnen? Junge und Alte, Verlorene

und Versorgte, die in den Dutzenden ihrer Sprachen schon vieles gehört hatten, ohne sich von der Stelle zu rühren, und nun anfangen, alles zu verkaufen, um ihm jederzeit folgen zu können. Seine Anhänger hatten ihn umjubelt und verstanden, als er ihnen auf seiner Bühne einen Fisch zeigte, den er als Säugling verkleidet hatte, als er ihnen ihre Feiertage nahm und sie beseelte, ihre Frauen und Männer zu tauschen. Durch ihn fanden sie den richtigen Platz für das Böse im Leben, witterten eine Zukunft, auf die schon ihre Eltern und Großeltern nicht mehr zu warten wagten.

An diesem Spätsommertag, von dem ich gelesen hatte, war er unterwegs, um der monatelangen Erregung endlich einen Höhepunkt zu verschaffen. Um sich von den Mächtigen zu holen, was er seinen Träumern versprochen hatte. Deren Blicke war er inzwischen gewöhnt, sie waren es nicht, die ihn aufhielten, als er plötzlich stehen blieb und zu jammern begann. Er klagte über den grünen Gürtel, den er trug, seinen *elenden* grünen Gürtel. Dann soll er schweigend weitergegangen sein. Wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre, wenn er einen anderen Gürtel getragen hätte. Die ganze Geschichte ist verwickelt, gefährlich verwirrend, doch diesen Augenblick der Kleinmut, der einem Kleidungsstück zu verdanken war, den habe ich immer verstanden.

Während ich mich langsam vom Brandherd entfernte und weiter in jeden Raum hineinsah, in den ich einen Schritt setzen konnte, rufend gegen alle Türen klopfte, die ich nicht öffnen konnte, fragte ich mich, ob ich auch einen grünen Gürtel besaß und wie oft ich ihn trug. Ganz oben fand ich sie. Mit feuchten Haaren saß sie unter ihrer Glaskuppel auf dem Boden, den Rücken an die Chaiselongue gelehnt, die Knie angezogen und umarmt wie ein junges Mädchen. Wo sie saß, erreichten sie nur wenige Wasserspritzer.

»Komm«, sagte ich. »Wir müssen hier weg.«

Sie blieb sitzen und sah mich an, als sei sie überrascht, dass ich es mir nicht bequem machte. Anscheinend hatte sie genug Zeit für einen Plausch.

»Da war kein Reservekanister im Auto. Ich musste zu einer Tank-

stelle. Die ganze Zeit hatte ich Angst, die sehen mir an, was ich vorhabe.«

Wenn sie aufgewühlt ist, glaubt sie ans Gedankenlesen. Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen und ihr etwas vorgesungen.

»Haben sie keinen Verdacht geschöpft, oder hat ihnen deine Idee gefallen?«, fragte ich.

Fürs Erste hatte ich auch alle Zeit der Welt, war unbekümmert und geschwätzig. Wenn ich sie in Bewegung setzen wollte, durfte ich sie nicht aufscheuchen, hätte mit dem tadelnden Blick, den ich mir einfiel, aber rechnen können. Auf Anhieb hatte ich sie noch nie zum Lachen gebracht.

»Ich hatte kein Geld dabei, keine Karten, nichts. Als ich losgefahren bin, habe ich nur an die Schlüssel gedacht. Ich habe ihm meine Uhr angeboten.«

Falls der Mann an der Kasse Kinder hatte, hätte ihn die Uhr um manche Sorge erleichtert, die ihm ihre Ausbildung bereiten mochte. Sie war noch an ihrem Handgelenk.

»Er wollte sie nicht«, sagte sie. »Er hat mich erkannt.«

Natürlich hatte er sie erkannt. Und zwei und zwei können die meisten zusammenzählen. Ich begann, mir die morgigen Schlagzeilen vorzustellen, und überlegte, welche Formulierungen ich selbst wählen würde. Wahrscheinlich hatte ich meinen Blick nicht unter Kontrolle.

»Was ist so komisch?«, fragte sie. »Worüber amüsierst du dich?«

»Lass uns gehen. Es wird Zeit.«

Sie blieb sitzen.

»Und die Scheißikone?«

»Brennt«, sagte ich.

Sie sah mich beruhigt an. Bevor es behaglich werden konnte, ging ich zu ihr und hielt ihr meine Hand hin.

»Er bekommt, was er verdient. Aber wir beide verschwinden hier jetzt.«

Sie rührte sich nicht, sah mich auch nicht mehr an. Wenn ich Glück hatte, musste sie nur einen Gedanken zu Ende bringen. Dass

sie sich nicht drängen ließ, hatte ich oft genug erlebt. Inzwischen war Rauch im Zimmer, die Hitze allerdings hätte ich mir schlimmer vorgestellt. Ich glaubte, Sirenen zu hören, war mir aber nicht sicher. Ich war auch nicht sicher, ob sie leise noch etwas gesagt hatte.

Es war einfach zu laut hier drin.



EINS

14.–16. Juni

ÄRZTE OHNE GRENZEN

Ich bin Söldner, ich

komme viel herum. Wir fliegen über den Viktoriasee, als das Telefon klingelt und Anna eine Gnadenfrist bis zur Landung verschafft. Auf dem Flughafen in Entebbe wartet ein französischer Arzt, mit dem sie eine Affäre haben wird, die ich vermutlich brauche. Eine unerwartete Erschütterung ihrer Ehe könnte die Folge gewesen sein, eine ernste Krise mit gefährlich offenem Ausgang, die für uns nützlich wäre, mir aber angesichts des effektiven, vielleicht sogar zärtlichen Arrangements, von dem Anna und ihr Mann bis heute profitieren, eher unwahrscheinlich scheint. Auch mit einer großmütigen Ehe ließe sich etwas anfangen, solange wir die Toleranz scharf genug von der Gleichgültigkeit trennen. Allerdings würde es etwas Mühe kosten, auf dem Weg durch die Episode so wenige wie möglich zu verlieren.

Mitten in einem absurd ausufernden Satz über den überwältigenden ersten Anblick, den dieser grausame, schmerzhaft schöne Kontinent aus dem Flugzeug bietet, entschuldigt sich Anna und nimmt den Anruf entgegen. Während unserer Gespräche, die auf ihren Wunsch in der Konzernzentrale ihres Mannes stattfinden, nie bei ihr zu Hause, lässt ihr Handy nur Anrufe ihrer Kinderfrau und ihres Mannes durch, hat Anna mir versichert. Bisher sind wir nie gestört worden, sieben Sitzungen lang nicht. Mit etwas Glück kann ich auf eine schlechte oder wenigstens außergewöhnlich gute Nachricht hoffen. Einen Durchbruch erwarte ich nie, auch bei anderen Kunden nicht. In meinem Geschäft wird mit kleiner Münze gezahlt, in beliebiger Ratenhöhe. Ein eitles Lächeln, ein verlegenes Stocken oder ein abwesender Blick helfen uns oft schon weiter. Doch Anna hat mich noch nie ausreichend verblüfft. Ich sollte mir langsam Sorgen machen, aber es ist schlimmer. Ich beginne, mich zu langweilen.

Ich gebe Anna mit einem wortlosen Nicken frei, stehe auf, gehe durch den Konferenzraum mit Konzertsaalambitionen zur gegenüberliegenden Fensterfront und blicke auf die Elbe und die anderen Gebäude der Hafencity, die ich von hier sehen kann. Für den Bedarf an Privatsphäre würde unser Abstand den meisten ausreichen, bei Anna wäre es ein Glückstreffer.

»Meike, was gibt's?«, fragt Anna, und schon kriecht die erste Enttäuschung in mir hoch.

Nicht der kleinste Anflug von Sorge in ihrem Ton, keine Unebenheit in der Stimme, allenfalls jene leichte Ungeduld, die langatmigen Erklärungen, die man befürchtet, vorausgehen kann. Ich stehe mit dem Rücken zu ihr, doch dass sich in ihrem Gesicht mehr Gefühlsregungen zeigen, dafür lässt der Gleichmut von Annas nächster Frage wenig Hoffnung.

»Wie ist das passiert?«

Wie ist das Glas Milch umgefallen? Wie ist mein Kind unter den Bus geraten? Wie konnte aus mir nur diese Echse in Menschengestalt werden? Nichts ausgeschlossen vorläufig, und vorläufig höre ich auch nicht mehr als die Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wird. Ich muss mich nicht erst umdrehen, um zu wissen, dass ich jetzt allein im Raum bin. Und ich wusste schon vorher, dass Anna ein Profi ist.

Sie sind alle Profis, am Anfang, das gefällt mir. Sie alle haben gelernt, das Maß an Befremden und Bewunderung, an Nachsicht oder Neugier abzuwägen, mit dem sie rechnen können, und die meisten sprechen erst dann, wenn sie das Ergebnis kennen. Doch was Anna sonst vorwärtsträgt, nutzt ihr nichts bei dem, was sie sich mit mir vorgenommen hat. Ihre stets gleichbleibende, monotone Aufmerksamkeit und ihre mit erbarmungsloser Freundlichkeit gepaarte Fähigkeit, jeden Gefühlsausdruck aufs Zumutbare zu reduzieren, laufen hier ins Leere. Hin und wieder müsste sie danebengreifen, damit ich etwas in die Hände bekomme, und nach den ganzen Stunden sollte sie mich gut genug kennen, um weniger Angst davor zu haben: Wie oft mir eine Geschichte auch erzählt worden sein mag, ich höre sie immer zum ersten Mal.

Das Containerschiff, das schon lässig durchs Hafengebäck zog, als ich ans Fenster kam, beginnt mit seinem Wende- und Anlegemanöver. Ich sehe mir müde an, wie die Stadt sich an ihrem Fluss neu zu erfinden versucht, und frage mich, ob es schon Zeit ist, den Auftrag zurückzugeben. Nur zweimal in fünfzehn Jahren gab es bei mir am Ende nichts zu lesen, und in einem der beiden Fälle lag es daran, dass mein Klient, ein Modedesigner und großzügiger Stifter, während unserer Zusammenarbeit weder auf seine übliche Menge Wein noch auf das Autofahren verzichtet hat. Der Nutzen, den das mögliche Scheitern für die eigene Arbeit hat, wird oft überschätzt. Mich hält diese Gefahr nicht wach, ich brauche etwas anderes, das Anna offenbar nicht zu geben bereit ist.

Anna kommt aus einer alten Münchner Familie. Der Vater, Vorstand einer Privatbank, scheint einer von denen gewesen zu sein, die sich gern mit Künstlern umgeben, um der Ödnis des Geldes zu entfliehen, was in dieser Stadt schon damals hieß, Filmleute durchzufüttern. Bei einer Feier im Haus ihrer Eltern erkennt ein Produzent, der auf der Suche nach dem jüngsten Kind einer Serienfamilie ist, die Schönheit und Selbstsicherheit einer Zehnjährigen, die ihrem Vater gute Nacht sagen will. Der Mutter gefällt das nicht, der Vater gibt noch am selben Abend seine Zustimmung, und Anna weiß nicht, dass sie selbst eine Meinung hat. Fortan sieht ihr Deutschland acht Jahre lang beim Aufwachsen zu, schickt Blumen und Briefe, als sie sich beim Skifahren das Bein bricht, drückt ihr die Daumen während der kurzen Liaison, auf die sie sich mit einem Mitschüler einlässt, dem unverfrorenen Sohn eines Landesministers, und gratuliert zum Abitur, das sie mit Bestnoten besteht.

Auf Wunsch der Mutter, deren Stimme nach dem Tod des Vaters lauter geworden ist, studiert Anna nach der Schule Medizin, legt sämtliche Staatsexamina ab, erhält ihre Approbation und kehrt in die Fernsehwelt zurück, ohne ihren erlernten Beruf je ausgeübt zu haben. Anna ist nicht wirklich begabt, das weiß sie selbst, das spüre ich, aber von Anfang an wählt sie aus, was sie spielt, hat eine glückliche Hand, und ihre Vergangenheit als öffentliches Kind hilft ihr

ebenso wie der Wunsch der Zuschauer, einer Frau, die Alternativen hat, bei der Selbstverwirklichung zuzusehen. Klug und fleißig verschafft sie sich ein Publikum, das sich für einen Film entscheidet, weil sie dabei ist.

Bei einer Feier im Haus ihrer Mutter trifft Anna, da ist sie dreißig, den dreiundzwanzig Jahre älteren Martin Eissler. Eissler hat ein paar Jahre zuvor das Unternehmen seines Vaters übernommen, einen der größten Versandhandel des Landes, baut sein Erbe gerade abenteuerlustig wie furchtlos um und ist nach einer gescheiterten kinderlosen Ehe auf der Suche nach einer neuen, verlässlichen Reisebegleitung. Kein Jahr nach dieser ersten Begegnung heiratet Anna Roth, die ihren Nachnamen behält, den Mann, der sich erfolgreich bemüht, kein Hamburger Kaufmann mehr zu sein, und wird, nun noch unabhängiger vom Erfolg, zu einer der beliebtesten Schauspielerinnen im deutschen Fernsehen. Ihr Name garantiert aufsehenerregende Einschaltquoten, die umso größer ausfallen, je rarer sie sich vor einem neuen Film macht. Anna arbeitet gern und konzentriert, bekommt ein Kind, einen heute achtjährigen Sohn, und engagiert sich in zahlreichen Wohltätigkeitsprojekten, die mit dem irre wachsenden Vermögen ihres Mannes möglich und nötig geworden sind. Für eine humanitäre Organisation erinnert sie sich ihres Studiums, reist als Ärztin regelmäßig in Gebiete, die Hilfe und Aufmerksamkeit brauchen, und sorgt dabei für ausgesuchte Pressebegleitung, die dem Anliegen der Bedürftigen so nützt wie ihren eigenen Bedürfnissen. Ihr erster Einsatz führt sie nach Uganda, wo wir gerade ankamen, bevor sie hinausging.

In wenigen Monaten wird Anna vierzig, und schon vor über einem Jahr dürfte sie bedrängt worden sein. Wenn der richtige Zeitpunkt für eine Autobiographie bevorsteht, beginnen die Händler zeitig, die Wertanlage zu umwerben, deren Foto auf den Buchdeckel soll. Oft geht es um Geld, aber das wird bei Anna so wenig ausschlaggebend gewesen sein wie die Freiheit der Rede, die gelegentlich ein Hindernis ist. Einer macht schließlich das Rennen, legt den Erscheinungstermin fest, dann ruft er die Söldner an, die geübt darin sind,

einen Menschen so zu sehen, wie er gesehen werden soll, und fragt, wer von ihnen zeitlich verfügbar ist. Wenn mein Telefon klingelt, handelt es sich in den letzten Jahren meist um einen Namen, der besondere Aufmerksamkeit erwarten lässt, oder die Sache hat etwas Heikles, und man braucht mehr als ein Protokoll. Doch auch ich kann nichts in die Welt bringen, was ich nicht vorfinde. Damit ich zuhören kann, muss jemand mit mir sprechen.

Anna kommt zurück, schenkt mir kurz ihr Arbeitslächeln, entschuldigt sich, ohne mir den Grund der Störung zu nennen, und ermattet mich damit, dass sie übergangslos und passgenau den Satz aufnimmt, bei dem sie durch den Anruf unterbrochen wurde. Da sind sie dann wieder, die Schönheit und die Grausamkeit Afrikas, die Weisheit des Volkswissens und der dennoch marodierende Aberglaube, da stehen hohe Mauern, vor denen man immer wieder Anlauf nehmen muss, da gibt es eine alles verschlingende Korruption und nie genug Geld, da ist zu viel Gleichgültigkeit bei uns, unerträglich viel, aber auch eine Aufgabe, die die Ansprüche an das eigene Leben ins richtige Verhältnis rückt. Die Spielregeln verlangen mir Geduld ab. Aber ich halte durch, bis eine Lücke entsteht, als Anna einen Schluck Wasser trinkt.

»War es etwas Wichtiges?«, frage ich und genieße einen Wimpernschlag lang die wortlose Verwirrung, die ich bewirke.

Als debil oder unaufmerksam hat Anna mich noch nicht erlebt, aber hat sie mir nicht gerade sorgfältig erklärt, wie viel ihr das Anliegen der Organisation und ihre Arbeit dafür bedeuten?

»Der Anruf«, sage ich.

»Mein Sohn hat sich beim Training verletzt«, sagt sie, die Erleichterung des Verstehens in den Augen. »Meike hat vom Krankenhaus angerufen, unsere Kinderfrau.«

Plötzlich ist ihr Ton ein anderer als zuvor. Scheuer, leiser. Achtung. Vielleicht liegt eine Art Entschuldigung darin, mir solche bedeutungslosen Mitteilungen zumuten müssen. Oder eine Warnung. Hätte sie mir es nicht gesagt, wenn sie es mir hätte sagen wollen?

»Willst du nicht hinfahren? Wir können morgen weitermachen.«

»Sie werden gleich zu Hause sein. Es ist nur eine Grünholzfraktur, ein unvollständiger Knochenbruch. Kommt bei Kindern häufig vor, heilt schnell.«

Schon sind wir wieder in Uganda, mit anwachsender Stimme, bei den Kindern und Eltern dort, ihren Krankheiten, ihrem Mangel, ihrer Ausgeliefertheit.

»Wir hatten eine Patientin mit Brustkrebs. Zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt, Mutter von drei Kindern. Das jüngste, ein elf Monate altes Mädchen, hatte sie bis vor kurzem gestillt. Bevor sie zu uns kam, wurde sie vom Medizinmann ihres Dorfes behandelt. Er hatte eine sichere Diagnose und eine Therapie.«

Anna trinkt einen Schluck, den sie nicht braucht. Er ist meiner Konzentration gewidmet.

»Ihr Baby war schuld. Es war besessen vom Bösen und hatte die Mutter an dem Körperteil krank gemacht, aus dem es sie barbarisch ausgesaugt hatte. Das Mädchen musste aus dem Haus, damit auch der Dämon aus der Kranken verschwand. Wir haben eine Weile gebraucht, bis wir glauben konnten, was der Dolmetscher uns da übersetzte, dann sind wir sofort hingefahren. Das Mädchen war längst tot. Es war nicht weggekrabbelt, wer weiß, wie viele Tage lang nicht. Es lag vor dem Haus und wurde von niemandem beachtet außer von den Hunden, die sich noch nicht richtig an das Kind herantrauten.«

Die Geschichte ist gut. Anna weiß, dass ich auf sie warte, und wirft mir etwas hin, das ich unmöglich für einen Knochen halten kann.

»Was ist mit der Frau geschehen?«

»Ob sie bestraft worden ist, meinst du?«

»Zum Beispiel.«

»Das hat uns nicht interessiert, sie hatte ohnehin nicht mehr lange zu leben. Unser Teamleiter hat sie weiter behandelt. Mein eigener Einsatz war kurz danach zu Ende.«

Das heißt, wir sind bald zurück in Deutschland. Ich habe keine Zeit mehr, ich muss eine Entscheidung treffen. Wenn ich Anna und mir die nächsten Wochen erleichtern will, werde ich Knöpfe drücken müssen, die ich nur ungern und selten betätige.

»Der Teamleiter?«, frage ich.

»Alain Janvier. Aus Marseille. Der Sektionschef für Ostafrika.«

»Richtig«, sage ich. »Hat dich Dr. Janvier nicht bei deiner Ankunft vom Flughafen abgeholt? Ich glaube, ich habe ein Foto gesehen.«

Wer seine Hausaufgaben gemacht hat wie ich, verdient natürlich einen anerkennenden Blick, den Anna mir mit einem Hauch von Geniertheit würzt.

»Wir hatten einen kleinen Pressetermin arrangiert. Erhöht das Spendenaufkommen aus Deutschland.«

Ich nicke, entlaste sie mit dem passenden Gesichtsausdruck von unnötigen Skrupeln, dann frage ich:

»Dr. Janvier und du, seid ihr gleich am ersten Abend zusammen ins Bett? Oder kommt man sich näher, während man Beine amputiert, bis die Grenzen allmählich fallen?«

»Wir haben keine Beine amputiert. Dafür bin ich gar nicht ausgebildet. Hauptsächlich war es eine Impfkampagne.«

Auf einen Wolkenbruch, der jäh die Luft reinigt, habe ich nicht gehofft, aber diese Lässigkeit überrascht mich doch. Immerhin steht Anna auf und geht ein paar Schritte. Manche haben Gesicht und Stimme unter Kontrolle, brauchen aber ihre Beine, um sich dosiert vom Aufruhr zu entgiften. Zuversichtlich warte ich ab.

»Woher willst du das wissen?«, fragt Anna.

»Es gab Gerüchte. Ist da was dran?«

Selbstverständlich gab es keine Gerüchte. Dafür werden Annas Leute gesorgt haben. Birgits Geschichten sind ohnehin nie nur Gerüchte. Birgit arbeitet in München bei der größten Klatschzeitschrift des Landes und weiß, was niemand sagt. Bevor ich ein neues Projekt beginne, rufe ich sie an, um zu hören, was ich über meinen künftigen Gesprächspartner nicht lesen kann, und das kostet mich nicht mehr als eine Kiste mit sechzehnjährigem Lagavulin, die ich ihr jedes Jahr zum Geburtstag schicke, und die Bereitschaft, ans Telefon zu gehen, wenn sie mich alle paar Monate gegen Mitternacht anruft, um jemandem zu sagen, wie wenig sie von sich hält. Während des Studiums habe ich die Hälfte ihrer Abschlussarbeit geschrieben, weil

Birgit keine Abgabeverlängerung mehr bekommen hätte, und danach hat sie monatelang nicht mehr mit mir gesprochen. Heute kann sie danke sagen, hat zwei Töchter, die sie nur jedes zweite Wochenende sehen darf, und weiß, dass ihr Alkoholproblem sie umbringen wird.

»Willst du darüber schreiben?«, fragt Anna.

»Es ist deine Geschichte.«

Wir schweigen, lange genug für andere, um ein Haiku zu entwerfen oder nach einem Bungeesprung auszupendeln, dann schießt ein Lächeln aus Annas Augen, das ich noch nie gesehen habe. Vollkommen unvorbereitet erwischt es mich zwischen den Schulterblättern.

»Daran glaubst du?«, fragt Anna. »An Geschichten, die man besitzt wie ein eigenes Haus?«

Kein Spott, kein Misstrauen. Die Reinheit einer Frage. Wahrscheinlich. Bevor ich antworten kann, blickt Anna auf ihre Uhr.

»Ich glaube, ich schaffe es noch in die Klinik. Wollen wir morgen weitermachen?«

Ich nicke. Jetzt lächle ich.